
Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 171. Bromberg, den 29. Juli 1932.

„Antworte, Charlie, die Zeit verrinnt"

Roman von Rolf Brandt.

(3. Fortsetzung.)

Sie sah in ungeheuer schnell dahinjagenden Bildern die Spanne ihres Lebens. Sie fühlte, während sie die Stufen zu der weißen Laube hinaufschritt, daß dieser Charlie etwas für sie bedeuten könne, vielleicht sehr viel. Nur hätte er sie nicht küssen sollen . . . Charlie, dachte sie, warum kann man nicht warten?

„Wohin hast du den Fürsten entführt?" fragte der General. „Ich bin für ihn verantwortlich."

Brigitte fühlte mit Ärger, daß sie rot wurde. „Ich nicht, mein Lieber. Er schien eine dienstliche Unterredung mit Capitain Brown zu haben."

„Jetzt, um die Nachtzeit?"

„Ja — ich fand es auch ziemlich unpassend." Sie lächelte ein merkwürdiges Frauenlächeln . . .

Austin Brown sagte aber in dieser Minute zu dem Fürsten: „Alle Ausflüchte sind sinnlos. Sie sind weder Fürst von Tervueren noch überhaupt ein belgischer Prinz. Sie sind ein unverschämter Hochstapler!"

„Beleidigungen verbitte ich mir!" sagte Charlie. „Wenn Sie nicht sachlich reden können, wird es Ihr Schaden sein. Selbst wenn Ihre Voraussetzungen zuträfen, was keineswegs der Fall ist, wäre es doch geratener, die Angelegenheit mit der notwendigen Besonnenheit zu betrachten. Ich habe Ihrem General Warner den Leopoldsorden vor der versammelten amerikanischen Armee angeheftet. Selbst wenn man zugibt, daß ich dazu keinen Auftrag gehabt hätte, wäre es doch von Ihnen eine unermeßliche Torheit, diese Geschichte laut werden zu lassen. Wünschen Sie wirklich diesen ehrenwerten Menschen, diesen mir so sympathischen General Warner, dem Gelächter Europas zu überantworten und dem Hohngelächter Amerikas? Wünschen Sie wirklich die ganze amerikanische Besatzungsarmee bis auf die Knochen lächerlich zu machen — und sich selbst auch?"

Austin Brown murmelte: „Es ist die unerhörteste Frechheit, die mir je passiert ist."

„Lassen Sie bitte, die unmanierlichen Ausdrücke — ich bat schon einmal darum!" sagte Charlie. „Was ich sonst bin, wissen Sie nicht. Jedenfalls war ich bestimmt belgischer Offizier. Und was ich Ihnen jetzt vorschlagen werde, ist durchaus ein Gentleman-Agreement, das Sie akzeptieren oder verwerfen können. Aber wenn Sie es verwerfen, verwerfen Sie gleichzeitig den Rest Ihrer Karriere. Ihre Lage ist viel ernsthafter als meine. Es ist immer besser, der Urheber als das Opfer der Lächerlichkeit zu sein. Ich schlage Ihnen vor, daß ich morgen abend Koblenz verlasse. Sie veranlassen noch heute, daß die Verleihung des hohen Ordens im „Belgischen Staatsanzeiger" mitgeteilt wird. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich schweigen werde."

„Ihr Ehrenwort? Wie nett!" sagte Austin Brown.

„Es ist ein ganz gutes Ehrenwort — lassen Sie nur! Es gibt viel schlechtere, zum Beispiel das Ihres Präsidenten . . ."

„Hiermit ist die Unterredung zu Ende. Sie sind mein Gefangener!"

In diesem Augenblick war die Revolvermündung dicht vor den Augen des Amerikaners. „Wenn Sie so wollen — bitte! Ich habe diese Lösung nur verschoben aus Achtung vor Warner. Jetzt muß ich aber um Ihr Wort bitten, daß so dumme Bemerkungen wie eben nicht mehr fallen. Ich bin niemals Ihr Gefangener! Haben Sie mich verstanden, mein Herr? Begreifen Sie doch endlich die Lage!"

„Gut", sagte Brown, „ich will Ihre Vorschläge weiter anhören."

„Sie sind schon zu Ende. Ich verpflichte mich zum Schweigen und zur Abreise. General Warner wird nie etwas von dieser Angelegenheit erfahren und die Öffentlichkeit auch nicht. Sie machen sich mit dieser Lösung um Ihr Land verdient, Captain Brown. Sehen Sie es doch endlich ein!"

„Ich sehe es ein . . . Nur liegen die Dinge so, daß Sie, außer dieser Ordensverleihung, anscheinend auch größere Geldbeträge — —"

„Eine Bagatelle!" sagte Charlie. „Es ist nichts für den amerikanischen Staat. Im ganzen etwas über hunderttausend Dollar; die ersetzen Sie stillschweigend den Betroffenen. Manche werden wenig darüber reden übrigens; denn es ist eigentlich erstaunlich, woher sie das Geld haben. Schiebungen mit dem unbesetzten Gebiet wahrscheinlich — Sie verstehen? Es ist nur korrekt, wenn ihnen das Geld fortgenommen wird."

Austin Brown überlegte. „Es wird mir sehr schwer, das Nützliche zu tun. Ich täte lieber das moralisch Richtige — gleichgültig, was daraus entstände. Aber Sie haben recht: General Warner ginge darüber zugrunde."

„Nicht wahr?" sagte Charlie. „Und das wollen wir doch vermeiden."

„Unterlassen Sie, bitte, diesen Ton! Ich könnte mich sonst im letzten Augenblick noch anders besinnen."

„Wie ist es eigentlich mit Ihrem kleinen Ehrenwort, Captain Brown?" sagte Charlie. „Als vorhin diese kleine runde Mündung vor Ihrer Nasenspitze stand, schien es mir, als ob Sie gerade eins abgegeben hätten . . ."

„Es ist gut", sagte der Offizier. „Aber ich verlange, daß Sie noch heute abend abfahren!"

„Das geht unter keinen Umständen", sagte Charlie.

„Sind Sie verrückt?" fragte Brown.

„Damit haben Sie recht — leider völlig recht. Es ist eine Verrücktheit . . . Aber was tut man nicht alles an gewissen Stationen seines Lebens. Es geht nicht anders: morgen abend!"

„Was wollen Sie an diesem Tag tun, den Sie hier in Koblenz beanspruchen?"

„Fast nichts. Ich werde eine Stunde mit Brigitte Warner reiten. Sonst nichts."

Brown sah ihn an. „Hochstapeln Sie auch in der Liebe?"

„Diesmal gar nicht, Captain; ich zahle mit barem Einsatz. Ich bitte Sie, was mir nicht leicht fällt: Reden Sie nicht mehr über diesen Tag! Es gibt keine andere Lösung. Nicht mehr für Sie jetzt und nicht mehr für mich. Sie müssen

außerdem die Liebenswürdigkeit haben, mit der deutschen Polizei zu reden, falls die etwa auf den ausgesucht komischen Gedanken käme, mich ihrerseits zu verhaften. Schweigen um Schweigen ... Morgen abend bin ich nicht mehr hier. Ich muß übrigens jetzt zur Gesellschaft zurück."

Brown fluchte: „Hell and Maria!" So, wie der General Dawes fluchte. Ob man dem Burschen trauen durfte? Er wollte mit Brigitte Warner reiten ... War es nicht ein Verbrechen, dies zuzulassen? Ach was: Verbrechen! Diese Deutsche hatte den Namen der Warners in der Kriegszeit wahrlich beinah angeschmutzt. Sollte sie mit ihrem Schicksal fertig werden! Man hatte in der Tat dafür zu sorgen, daß die Armee nicht lächerlich wurde. Er hörte förmlich das dreckige Lachen der Franzosen und sah die Freude der Engländer. Er grüßte leicht. „Es ist gut ... Wenn Sie morgen abend aber Koblenz nicht verlassen haben, werden Sie niedergeschossen, wie ein toller Hund. Damit Sie auch das wissen: ohne Warnung!"

„Daß Sie die dummen Drohungen nicht lassen können, spricht gegen Sie. Ich verlasse mich darauf, daß ich von keiner Seite Belästigungen zu erfahren habe. Ich werde Koblenz um neun Uhr in meinem Auto verlassen." Er ging ruhig zu der Laube zurück.

General Warner war schon ungeduldig geworden. „Was haben Sie für nächtliche Gespräche, Hoheit?" fragte er.

„Es ließ sich leider nicht aufschieben. Ich hatte es Captain Brown versprochen. Eine sehr wichtige Information." Sein Gesicht war ein wenig blasser als sonst, als er wieder nach der Laute griff und eine Melodie aufklingen ließ: „Madelon — Madelon — Madelon ..."

Brigitte stand auf. „Ich möchte mich verabschieden. Ich habe Kopfschmerzen bekommen."

Charlie sah sie an. Die Kühnheit und auch die Heiterkeit seines Gesichts erlosch. Er sagte: „Ich bitte um Entschuldigung. Ich habe vielleicht zuviel gesungen? Ich war vielleicht überhaupt zu lebhaft?"

„Das waren Sie", sagte Brigitte.

Dorothy wurde gereizt. „Du zerstörst die Gemütlichkeit, Brigitte. Ich finde, Hoheit hat einfach reizend gesungen."

„Zu reizend", sagte Brigitte.

„Sie werden sich doch nicht vertreiben lassen?" sagte Catherine. „Sie werden noch bleiben, ja?"

Der General sah ein wenig ratlos von seiner schönen Schwägerin zu seinen beiden Töchtern. „Was ist denn, Kinder?" fragte er.

Brigitte war schon aufgestanden. Charlie küßte ihr die Hand und sagte ganz leise: „Ich bitte Sie um Entschuldigung. Ehrlich ... Wollen Sie morgen noch einmal mit mir reiten? Ich werde morgen abend Koblenz verlassen und vielleicht nach dem Kongo gehen." Die letzten Worte waren wieder etwas lauter gesprochen.

Der General hörte sie jedenfalls und sagte: „Wäre auch lieber dort ... Ich finde, man macht hier keine gute Figur. Von Politik verstehe ich nichts — aber es scheint mir ziemlich blödsinnig zu sein, daß hier amerikanische Truppen noch sitzen. — Hast du belgische Kopfschmerzen?" fragte er Brigitte unvermittelt.

„Nein", sagte Brigitte. „Ich habe mich mit Hoheit über diesen Punkt geeinigt."

Die beiden Mädchen standen jetzt auch dicht bei Charlie. Er hatte seine alte Liebenswürdigkeit wieder, die so dicht bei der Unverschämtheit war. „Ich habe eine große Bitte an Sie, Miß Dorothy. Würden Sie mir für morgen vormittag noch einmal Ihren ausgezeichneten Hunter leihen? Mrs. Warner und ich wollen noch ein wenig reiten."

„Gern", sagte Dorothy. „Reiten Sie — am besten zum Teufel!"

Jetzt erhob sich der General. „Im Ernst: Was gibt es hier?"

„Nichts gibt es hier!" sagte Dorothy und stampfte mit dem Fuß auf. Dann nahm sie ihre Schwester unter den Arm und lief einfach in den Garten hinab.

Charlie sah den General an, sah Brigitte an — dann sagte er: „Diese Mainächte am Rhein verträgt kein Mensch. Darf ich Sie vor meiner Abreise noch einmal wiedersehen, Frau Brigitte Warner?"

„Rufen Sie an, Hoheit! Ich weiß nicht, wie ich mich morgen fühlen werde. Ich bin in der Tat anscheinend krank ... Gute Nacht!" Auch sie eilte fast durch den dunklen Gartenweg nach der Villa.

„Ich verstehe gar nichts davon", sagte der General.

„Ach", meinte Charlie, „General, es ist ein bißchen die Bowle, glaube ich. Wir Frontsoldaten sind eigentlich andere Getränke gewöhnt, und ich will Ihnen ziemlich offen etwas sagen: Ich habe geflirtet, und man hat mich da ein wenig mißverstanden. Ich weiß ja nicht — —"

Jetzt wurde das Gesicht des Generals ernst. „So wollen wir nicht mehr darüber reden ... Ich danke Hoheit noch einmal und wünsche glückliche Reise!"

Der amerikanische Diener kam und schloß die Gartenpforte auf. Charlie winkte dem großen Dienstauto, das auf ihn wartete, ab. Er ging die Uferstraße entlang, bis zum Deutschen Eck. Der Nachtwind kam das Rheintal hinab. Man sah im Mondlicht deutlich das hellere Moselwasser sich mit dem Rhein vermischen. Eine Wache präsentierte. Charlie merkte es kaum. Ein Schatten folgte ihm und barg sich im dunkleren Schatten des großen Denkmals für den alten Kaiser. Für alle Fälle hatte Brown einiges angeordnet.

Charlie ging auf dem Platz auf und ab mit gleichmäßigen Schritten, als sei er selbst eine Wache unter Gewehr. Auf und ab. Er sah in sein Leben hinein. Sein wildes, wie er in dieser Minute wußte, hoffnungsloses und verpfuschtes Leben.

*

Wir wollen nicht zu gut von Charlie denken. Wir wollen auch nicht, während wir diese Geschichte erzählen, seine Tollheiten und seine Verbrechen — jawohl: Verbrechen — beschönigen. Man weiß sehr wohl, daß man keinen Helden erwählt hat und daß es eine fatale Sache ist, wenn sich jemand außerhalb der Gesetze gestellt hat. Wir wollen kein Spiel mehr spielen und nichts mehr verbergen. Dieser Charlie, Fürst von Tervueren, Sieur de la Rangerie, ist ein Hochstapler, und die Verleihung des Leopoldsordens durch den kleinen belgischen Leutnant Karl Düvel an den Oberkommandierenden der amerikanischen Besatzungstruppen ist eine Unverschämtheit — eine Unverschämtheit, deren Begleitumstände aber den Weg in alle Zuchthäuser Europas öffnen. Darüber gibt es keine Diskussion. Aber in das Leben dieses waghalsigen jungen Menschen, der wirklich an der belgischen Front gestanden hatte, ist ein Schein gefallen, der eine Spanne seines Lebens merkwürdig erhellt, und von dieser Spanne wollen wir weiter erzählen.

So geht der junge Mensch, der allerdings doch älter ist, als er sich ausgibt, nun in dieser Mainacht unter dem großen Denkmal und sieht sein Leben.

Wie war sein Leben? Er wuchs auf in einer Hafenkneipe in Antwerpen, Sohn einer deutschen Mutter, die einmal schön gewesen war und lebenshungrig. Von ihrem Leben ist hier nicht zu berichten. Endete da in der Hafenkneipe. Das schöne Gefäß ihres Daseins war früh mit trübem Wein gefüllt. Es zerbrach, und es lohnt nicht einmal, die Scherben zu sammeln.

Als die Mutter noch lebte — der kleine Kerl war zehn Jahre —, kam ein fremder Herr, dem ein wenig vor dem Fuselgeruch der Kneipe schauderte, sprach mit der Mutter und nahm den Jungen an die Hand. Er kam in ein katholisches Alumnat, aus dem er dreimal ausbrach. Als er zwölf Jahre alt war, sagte ihm seine Mutter, sein Vater sei der Graf Tervueren, und der zahle für ihn; und wenn er kein Idiot sei, könne er vielleicht erreichen, ein reicher und geachteter Mann zu werden.

Der kleine Karl war kein Idiot. Er begann eine Änderung seines Vornamens und nannte sich Charlie. Er begann außerdem zu lernen.

Als Charlie sechzehn Jahre war — er war schon in der zweiten Klasse des Alumnats —, hörten die Zahlungen für ihn plötzlich auf. Der Graf Tervueren, den er nie gesehen hatte, war in Mexiko erstochen worden. Sein Vermögen hatte er längst vorher in den großen Vergnügungsstätten Europas gelassen: bei Karten, bei schönen Frauen, auf den Rennplätzen, in den Varietés.

Es war aber am Schluß seines Lebens noch ein merkwürdiges Spiel mit ihm geschehen. Zwei Stunden vor seinem Tode am Schenktisch in Mexiko war der Fürst von Tervueren in seinem Palais in Brüssel gestorben. Ein immens reicher und immens frommer und geiziger alter Herr, der sein Vermögen der Kirche vermacht und einen Brief an den König hinterlassen hatte, in dem er bat, den Fürstentitel

nicht an seinen völlig entgleisten Neffen, den er auch enterbt hatte, gehen zu lassen.

Es gab keinen Fürsten Teruueren mehr. So machte sich Charlie mit einundzwanzig Jahren, nachdem er fünf Jahre durch die Welt gezogen war — er hatte Teller waschen gelernt und Dietriche ansetzen, reiten und schießen, Frauen verführen und auf Varietés auftreten — zum Fürsten von Teruueren.

Ehe er aber seine neue Rolle, das neue Auto und die auf Kredit genommenen Anzüge benutzen konnte, kam der Krieg. Charlie trat, selbstverständlich als Karl Düvel, aber umstrahlt von der Glorie einer unbekannten und großen Herkunft, in die belgische Armee. Er wurde bei Dixmuiden Offizier. Er hatte es im Jahre achtzehn fast dazu gebracht, daß der König sich mit seinem Schicksal beschäftigte. Aber unglücklicherweise kam es um diese Zeit zutage, daß ihn ein französisches Gefängnis suchte.

(Fortsetzung folgt.)

Hitze an Bord.

Von Brisbane nach Yokohama.

Von Hans Heinz Ewers.

Es war heiß auf der Fahrt von Brisbane hinauf nach Yokohama; nur wenige Fahrgäste an Bord, die Kabinen konnten wir uns aussuchen. Gleich in der ersten Nacht gab es Unterhaltung, als aus klarstem Sternenhimmel plötzlich ein hübscher Sturm aufsetzte. In wenigen Minuten war der Himmel schwarz — und, weiß Gott, es kann blasen im Korallenmeer — da wird man vertraut mit seinem Schiffe. Am Morgen aber tat die See, als könne sie nicht bis drei zählen. Sie lag wie eine polierte Stahlplatte.

Und sie war da, sie hatte uns alle am Nacken, sie ließ uns nicht mehr los. Durch bis Matupi und noch weiter, durch den ganzen Bismarckarchipel: Hitze, herrliche, gottgesegnete Hitze, die den Menschen ruhig macht und zufrieden, duldsam und wohltuend matt. Ich muß bekennen, daß ich Sonne und Hitze gern habe; weil ich beide gut vertrage, besser vielleicht als die meisten; auf dieser Reise jedenfalls besser als alle Fahrtgenossen. Die Sonnensegel wurden gesetzt, die Bullaugen der Kabinen bekamen ihre Ausleger, um ein wenig Luft zu fangen; die Kleidung der Damen wurde leichter; und die Stille an Deck gemahnte an Nachmittagsstunden in einem Dom — heiß war es, heiß, kein Hauch von einer Brise, das Wasser wie flüssiges Blei. Mir war es recht so. Eine solche herrliche, reine, gesunde Hitze, die gab es sonst allenfalls noch im Roten Meere, oder drüben bei den kleinen Antillen, an der Guayanaküste.

Selbst der Erste Offizier, der gestern noch mit den chinesischen Stewards gebrüllt hatte, daß die Masten sich bogen — Zitronenigger nannte er sie —, war jetzt matt und still und durch Wortkargheit fast umgänglich; als er, die Mütze in der Linken und die rote Stirn mit feinen weißen Schweißperlen bedeckt, die in der Sonne glitzerten wie Brillantenstaub, an meinem Deckstuhl vorbeikam, nickte er mir gottergeben zu. Er sagte halblaut: „Mit unseren „Unzertrennlichen" steht es faul — kein Wunder bei dieser Gluthitze! Ich sah es kommen."

Ach, unsere Unzertrennlichen — unser Hochzeitspaar! Das war der nette, kleine, holländische Junge, der nach Manila wollte; und seine junge Frau, ein reizendes, schmales Persönchen mit schwarzem Wuschelkopf, höchst unternehmend zugeschnittenem Näschen und ein paar Lippen, die unter einem Hauch von Flaum sich recht trotzig schürzen konnten. Kein leichter Bissen, am wenigsten wohl für den guten, blonden Jungen, der gestern, mit dem fröhlichen Stolz des Glückes, uns gleich anvertraute: „Ich habe sie beinahe entführen müssen — die Eltern, sage ich Ihnen! Umstände, Umstände — und dabei eine Angst! Als ob Manila außerhalb der Erde läge!" Das tat Manila ja nun wirklich nicht; die Kleine funkelte mit sehr dunklen Augen, und der Mynheer Ehemann strahlte wie einst der Große Kurfürst nach der Schlacht bei Fehrbellin.

Heute war's wirklich heiß. Von meinem Stuhl streckte ich die Hand aus nach der Reling — und zog sie, wider Willen sehr behende, wieder zurück! Die Mittagsglut hatte sich in das Holz eingesogen, die Messingteile schienen fast am Glühen — herrlich! Und diese wunderbare, menschenlose Stille! Ich lag hier auf der Sonnenseite, niemand in der Nähe. Wo steckte also unser Hochzeitspaar, mit dem es „faul" stehen sollte? Ich schlendere zum Schwimmbecken, das der Kapitän in aller Frühe im Vorderschiff aus Segeltuch hatte herrichten lassen; träge schwammen da die Schwimmringe einher, kaum Menschen; die dralle Missionarsfrau planschte mit schwarzer Schwimmerkappe in den Wellen, und neben ihr, Ergebung in den Mienen, schien sich ihr etwas dürrer Eheherr im Dauertauchen zu erproben. Das ging beinahe schon maschinenmäßig: dreißig Sekunden unter Wasser, dann eine gleiche Zeit zum Atemholen; er schnaufte wie ein Wasserbüffel, prustete — so würde er die Rettung vor der Hitze, die er suchte, niemals finden. Da verstand es die nordaustralische Zwergrobbe, die wir für Hagenbeck mitbrachten, doch viel besser. —

Das Deck entlang: wo immer Schatten winkt, Kissen an Kissen! Ja, meine Damen, gestern noch auf stolzen Rossen! Gesellschaftskleid zum Abendessen und um die Nasenflügel zierliche Unnahbarkeit! Dahin die Pracht des Stolzes! Da liegen sie, in bunten Schlafanzügen, matt wie die Fliegen, gar nicht mehr auf der Hut, so oder so zu scheinen, hilflose Beute jeden Blickes, der vielleicht Lust hegt, mitleidig zu schauen oder spöttisch. Opfer der Hitze — selbst zu einem Lächeln langt nicht mehr die Lebenskraft. Wie angenehm sind nun die Menschen alle, so still, so ohne Lärm, so ohne Pose, sie sind fast natürlich. Kein Frauenblick mustert mit Strenge die Nachbarin; selbst zum Naserümpfen sind sie jetzt zu faul; die Augen sind halbgeschlossen, und wenn ein Schritt auf Deck ertönt, ist alles stumme Abwehr gegen die Störung. Die Sonne, seht ihr, macht euch träge, aber besser! Vor einer Stunde noch empfahl der Steward schmunzelnd den Hitzekranken Whisky-Soda und freute sich, als die Verschmachtenden dem tückischen Rat erlagen und Eis dazu verlangten, recht viel Eis. Arme Anfänger, ihr werdet noch viel lernen müssen, bis ihr entdecken werdet, daß gegen echte, schöne Hitze es nur zwei Mittel gibt: ganz heiße Bäder und noch heißeren Tee.

Das Hochzeitspaar — wo ist das Hochzeitspaar? In einem verlorenen Winkel liegen sie — „down and out", wie der Engländer sagt. Ich frage den Jungvermählten: „Feines Wetter, was? Wie geht's der jungen Frau — und wo steckt sie?" Er sieht mich an wie von einem andern Stern, vom Stern der Willensfreiheit, scheint es, denn frei von jedem Wollen ist sein Blick. Seine junge Frau? Nichts leuchtet auf in seinen braven, blauen Augen, es sieht fast aus, als müsse er sich erst erinnern — ja, richtig, eine Frau hatte er auch, ganz frischgebacken, sozusagen, zu leugnen war es nicht.

Herrliche Hitze! Wie einfach werden alle Menschen, wie bescheiden, wie fromm, wie frei von allen Wünschen! Nur Kühle, denken sie, nur nicht mehr Hitze — und sonst nichts. Still wie ein Bergsee werden alle Seelen, hören auf zu begehren. Die liebe, gute, heiße Sonne schmilzt alle Begierde, alle Unrast — wie gut bekommt das vielen Zeitgenossen! Laß immer Hitze sein, denke ich, als ich weiterschlendere, laß ewig Hitze sein, ewig so schönen, heißen Sommer! Holla — das sind zwei hübsche Beinchen! Mitten im Sonnenschein, das gute, tapfere Kind! Auf ihrem Bademantel platt auf dem Boden, den breiten Hut fest auf den Kopf gestülpt — schlaf nur, du kleines Frauchen, in der Sonne! Das beste, was du tun kannst — halt' deine Flitterwochen mit der Sonne! Das Grammophon steht neben ihr, sie war zu träge, es noch anzudrehen, den Platten wird die Hitze gut tun: noch eine Stunde hier, und aus dem Tango macht die Sonne den schönsten flüssigen Krem für die kleinen Schuhe. Ich setze mich leise auf die Bank und lege eine Platte auf. Schade um die Stille, muß ich dabei denken, aber warum nicht einmal dreißig Minuten Mißgetön? Die Stille wirkt danach noch schöner. Nun geht es los.

Zwei dunkle Augen blinzeln träge. „Bist du es, Dirk?" murrt träge eine Stimme. „Laß doch, es ist so heiß." Dann wird der Schlitz der Augen etwas breiter, sie sieht, daß es nicht ihr Dirk ist. Mattes Staunen. „Ach, so", murmelt es von dem kaum gehobenen Kopfe, „— es — ist — so — heiß." Nichts sonst, nicht einmal Verwunderung . . . Schon schläft die beinahe Entführte weiter, weiter in der schönen Hitze . . .

Herrliche Hitze, gute, schöne Sonne! Stöhnt nicht, seid faul, seid still, seid träge! Wenn ihr im Norden wieder fröstelt, ist es vorbei mit diesem warmen Frieden, den nur die Hitze schenken kann, und nur die Sonne!

Lebensdauer und Ehe.

Eigentlich klingt es unglaublich, denn der Mühsale gibt es genug in der Ehe; aber schon vom alten Hufeland ist klipp und klar behauptet worden, daß der Ehestand gleichbedeutend ist mit einer Verlängerung des Lebens. Kant irrt sich in seiner Beobachtung, daß Junggesellen länger leben als Ehemänner.

Auf Grund ihrer wissenschaftlichen Methoden hat die Bevölkerungsstatistik die Tatsache festgestellt, daß die ledigen Männer in allen Altersklassen eine bedeutend höhere Sterblichkeit haben als die verheirateten. Von 1000 dreißigjährigen ledigen Männern sterben im Laufe des nächsten Altersjahres 8, von den verheirateten jedoch nur 4. Ein noch ungünstigeres Bild ergibt sich für die Ledigen bei den 40jährigen (15 gegen 7) und bei den 50jährigen (25 gegen 14). Nach den in Deutschland obwaltenden Sterblichkeitsziffern hat z. B. der ledige Dreißigjährige die Aussicht, 60,7 Jahre zu leben, der Verheiratete hingegen 66,5. Der genaue Vergleich der durchschnittlichen Lebensdauer ergibt, daß der verheiratete Dreißigjährige ein um fast 6 Jahre höheres Alter als der Ledige erreicht. Die Verhältnisse bei Verwitweten und Geschiedenen sind ähnlich wie bei den Unverheirateten. In einigen Altersklassen ist die Sterbenswahrscheinlichkeit der ledigen und verwitwet- geschiedenen Männer mehr als doppelt so groß wie bei den Verheirateten.

Die Wechselbeziehung zwischen Ehe und Lebensdauer weist für die Frau andere Ergebnisse auf. Für junge Ehefrauen von 18 bis 22 ist die Sterblichkeit höher als für gleichaltrige Ledige. In späteren Jahren ist zwar die Sterblichkeit der Verheirateten durchweg günstiger. Doch ist der Abstand zwischen Ledigen und Verheirateten viel geringer als bei den Männern.

Bei der Beurteilung der Lebensverlängerung der Verheirateten ist in Betracht zu ziehen, daß eine Anzahl kränklicher oder schwächlicher Personen eben ihrer gesundheitlichen Unterwertigkeit wegen ledig bleibt. Die Ehe stellt also eine gewisse Auslese von widerstandsfähigeren und kräftigeren Naturen dar. Ordnung und Regelmäßigkeit, wie sie im Durchschnitt mit dem Eheleben verbunden sind, bringen dem Körper und Geist des Erwachsenen wichtigste Gesundheitsgrundlagen. Dieser positive Einfluß des Ehelebens ist zweifellos als Kern der beobachteten Lebensverlängerung der Verheirateten anzusehen. E. B.



Der sonderbare Graf Egmont.

Dieser Tage starb in England ein Graf Egmont, eines der sonderbarsten Mitglieder der englischen Aristokratie, im Alter von 59 Jahren. Bis zum Jahre 1930 hatte Graf Egmont als Arbeiter in den Wäldern Kanadas gelebt, dann kam er durch Erbschaft in den Besitz großer Familiengüter in England, mit denen auch der adlige Titel verbunden war. Er behielt, nachdem er den Besitz angetreten hatte, seine früheren Gewohnheiten bei und erzog auch seinen einzigen, jetzt 18 Jahre alten Sohn zu einem einfachen, fast dürftigen Leben. Dieser Sohn, der bis zu seinem 16. Lebensjahre in der Wildnis zugebracht hatte, hat sich die Auffassung seines Vaters so zu Herzen genommen, daß, als dieser Tage der Vater infolge eines Autounfalls zu Tode kam, er alle Türen des Schlosses verschloß, um jeden Fremden den Eintritt zu verwehren. Das Publikum interessierte sich jedoch für das Leben der beiden Männer. Das Familienschloß enthält neunundvierzig Zimmer, von denen jedoch nur zwei bewohnt werden. Der Graf und sein Sohn bereiteten sich ihr einfaches Mahl selbst, und sie aßen in der Küche. Sie verrichteten auch alle Hausarbeit und hielten keine Dienstboten. Das gesamte Personal bestand aus sieben Gartenarbeitern, die den prächtigen Park in Ordnung hielten. Der alte Graf war jedoch nicht menschenscheu; er kannte alle Dorfbewohner und unterhielt sich gern mit ihnen, besonders über Pferde, wofür er ein großes Interesse hatte. Allgemein ist man der Meinung, daß er das eigenartige Leben nur aus Opposition gegen die englische Aristokratie führte, die von dem früheren Waldarbeiter nichts wissen wollte.

30 000 Mark für ein Wort.

Der Fiskus hat wieder einmal einsehen müssen, daß übertriebener Bureaukratismus Geld kostet, und daß auch ein Beamter nicht unfehlbar ist. Es handelt sich um einen wegen eines einzigen fehlenden Wortes zu spät ausgestellten Erbschein. Eine Witwe, Besitzerin eines Sanatoriums, war unter so eigenartigen Umständen gestorben, daß die Polizei wegen dringenden Verdachts eines Verbrechens die Leiche beschlagnahmte. Bald stellte es sich jedoch heraus, daß nichts vorlag; die Leiche wurde freigegeben. Bei Ausstellung des Totenscheins setzte der Beamte zwar die Sterbestunde ein, vergaß aber den Vermerk „nachmittags" hinzuzufügen. Daher verweigerte das Gericht die Ausstellung des Erbscheins. Diese Zeit benutzten die Gläubiger der Verstorbenen, um das Sanatorium zwangsversteigern zu lassen. Der Erbe behauptete nun, hierdurch einen großen Schaden zu haben, da er bei freiem Verkauf bedeutend mehr erzielt hätte und die Gläubiger auch zu ihrem Recht gekommen wären. Durch die verspätete Ausstellung des Erbscheins habe er sein Erbe jedoch nicht rechtzeitig antreten können. Es gelang ihm auch, den Nachweis für seine Behauptungen zu bringen. Das Gericht erklärte zwar die Verweigerung des Erbscheins wegen der lückenhaften Standesamtsurkunde für rechtmäßig, verurteilte aber den Fiskus zur Zahlung von dreißigtausend Mark Schadenersatz, da durch die Fahrlässigkeit des Beamten die Verzögerung beim Gericht entstanden sei. — 30 000 Mark für ein Wort — ein etwas teurer Spaß! Hätten wir allgemein die 24-Stundenzeit eingeführt, dann hätte das nicht vorkommen können.

Der Tiger-Löwe.

Versuche, die sich damit befassen, Tiere möglichst verschiedener Arten miteinander zu kreuzen, ergeben ständig neue Überraschungen. Der Londoner Zoo, dessen Besonderheit es ist, eigenartige Kreuzungen zu versuchen, hat uns als erster mit einem neuen Prachtexemplar überrascht: dem Tigerlöwen, genannt „Tignon", einer Zusammenziehung von „Tiger" und „Lion". Die neue Raubkatze des Londoner Zoo, das Produkt der Kreuzung eines Tigers und einer Löwin, ist von heller Hautfarbe mit feinen schattenartigen Streifen, die das Charakteristikum des Tigers sind. Auch in einem deutschen Tierpark, im Zoologischen Garten in Hellabrunn bei München, befinden sich bereits mehrere „Tignons", und zwar zwei weibliche und ein männliches Tier. Diese sind jedoch, wie die meisten Kreuzungen, unfruchtbar. Einen Tigerlöwen kann man naturgemäß aus den Kreuzungsvorräten großer Tierparks erhalten, da der Tiger in Zentralasien und der Löwe in Afrika beheimatet sind. Auch müssen die Tiere so untergebracht sein, daß sie genügend Bewegungsfreiheit und nach Möglichkeit nicht das Gefühl der Gefangenschaft haben.

Die Posaune als Lebensretterin.

In einer alten schlesischen Chronik wird erzählt, im Jahre 1729 sei die Neiße plötzlich aus ihren Ufern getreten und der Posaunist Renatus sei im Schlafe von der Überschwemmung überrascht worden. Er wurde erst munter, berichtet der Chronist, als sein Bett vom Wasser schon bis an die Decke des Zimmers gehoben worden war. Hoch oben an der Wand hing seine Posaune, die er gerade noch erreichen konnte. In seiner Angst nahm er sie und blies einige grelle schreiende Töne darauf. Ein Leutnant Fischer, der gerade in einem Kahn vorbeifuhr, hörte die seltsamen Töne und forschte ihnen nach. Er fand schließlich den armen Musiker und konnte ihn aus seiner bedrängten Lage glücklich befreien.

Verantwortlicher Redakteur: J. V. Arno Ströse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.